

Dermisches.

In den Wagen der Siemens u. Halske'schen Straßenbahnen ist jetzt eine sehr praktische Einrichtung getroffen; ein „Anzeiger“ zeigt automatisch sämtliche Stationen an, kurz bevor dieselben erreicht werden.

Ueber anonyme Briefe äußert sich der „Hannov. Courier“ aus Anlaß des Lemgoer Skandalprozesses u. a. wie folgt: „Um das Gift des anonymen Briefschreibers unschädlich zu machen, ist der Papierkorb da, oder noch besser der feurige Ofen. Es gibt wohl keinen im öffentlichen Leben stehenden Mann, der nicht mit anonymen Schmähbriefen zu rechnen hat. Ganz besonders werden Politiker und Redakteure damit heimge sucht. Sie wissen längst, daß man den Anonymus am meisten ärgert, wenn man ihn ignoriert. Gehe hin und tue desgleichen.“

Meh, 17. April. Auf der Strecke Meh-Volzhen, die viergleisig gebaut wird, stand bei der Station Volzhen vor dem Tunnel eine Arbeiterbude. In dieser wurden gewöhnlich mit behördlicher Erlaubnis 25 Kilo Dynamit aufbewahrt. Gestern vormittag 10 Uhr geriet die Bude in Brand, und zwar wahrscheinlich durch eine umgefallene Petroleumlampe. Ein Schichtmeister, der den Brand bemerkte, rief seinen Leuten zu: „Retze sich, wer kann!“ Er selbst aber kam nicht mehr weit. Er wurde durch die Schlagentzündung von einem Pfosten dermaßen vor die Brust getroffen, daß er sofort tot nieder sank.

Barr i. El., 17. April. Gestern morgen um 5 Uhr erlegte der 13jährige Sohn — Gilbert — des Barons v. Türckheim unweit des Wesselsteins einen halbzehnten Auerhahn (Gewicht 10 Pfund). In Anbetracht des jugendlichen Alters dieses vielversprechenden Nimrods, dürfte dieser seltene Schuß einen schwer zu schlagenden Rekord bilden.

Schramberg, 14. April. Daß die Wissenschaft von der Zubereitung der Fische zu einer schmackhaften Kost noch lange nicht Gemeingut ist, hat ein drolliges Vorkommnis heute bewiesen. Auf die Frage einer Frau, wie der gekaufte Fisch am besten zubereitet sei, wurde ihr der für den Fall richtige Bescheid: „Blau abstecken!“ Die Gute besorgte das genau wörtlich und war natürlich über das Resultat höchlich erbost: Mit Waschlau war gekocht der Fisch, der Watte fand dann leer den Tisch! Ach, wie blau!

Hannover, 13. April. Ein schreckliches Verbrechen ist hier in den letzten Tagen entdeckt worden. Im August 1901 verschwand in einem Haus der Bindestraße auf rätselhafte Weise das Kind Elise

Rassel. Wie der „Hannov. Kurier“ berichtet, verschwand nun in demselben Haus, in dem auch Elise Rassel abhanden kam, am Montag nachmittag das achtjährige Mädchen Erna der Eheleute Tischler Schaer. Das Kind hatte bis dahin mit anderen Kindern auf der Straße gespielt. Als die Eltern abends das Kind hereinrufen wollten, war es verschwunden. Alle Nachforschungen am Abend und in der Nacht blieben erfolglos, und erst am Dienstag morgen, als die Kriminalpolizei sich mit dem Verschwinden des Kindes befaßte, wurden Stimmen laut, daß am Abend vorher der dem Trunk ergebene Postschaffner Klaus Wüther das Kind an sich gelockt und mit in seine Wohnung, Bindestraße 1, genommen habe. Durch Redensarten machte sich ferner verdächtig der ebenfalls im Haus Bindestraße 1 wohnhafte Schuhmacher Paul. Während des Suchens der Kriminalpolizei wurde gemeldet, daß auf der Bahnrampe Kumpsteile eines ermordeten Kindes gefunden worden seien. Inzwischen fand die Kriminalpolizei im Keller des Hauses Bindestraße 1, zwischen Kisten und in einer Vertiefung versteckt, ebenfalls Körperteile eines toten Kindes. Der Vater des vermißten Kindes erkannte die Leichenteile als von seinem Kinde herrührend. Der Mörder hat nach Verübung eines Verbrechens sein Opfer zerstückelt und zum Teil in den Keller verscharrt, zum Teil auf die Bahnrampe geworfen. Man vermutet, daß Paul sowohl als Wüther mit dem Verschwinden der Elise Rassel in sehr naher Beziehung stehen. Der Mörder Wüther und der Schuhmacher Paul wurden ins Polizeigefängnis gebracht, und die gefundenen Leichenteile nach dem gerichtlichen Totenhause geschafft. Wüther hat inzwischen die Tat eingestanden. Die beiden Verhafteten, die auch schon zusammen in diesem Hause wohnten, als am 18. August 1901 Elise Rassel aus dem Nachbarhause verschwand, bestritten hartnäckig jeden Anteil an dem Verschwinden dieses Kindes. Nun ist aber, wie berichtet wurde, bei den Nachforschungen, die die Kriminalpolizei im Keller anstellte, heute das vergrabene Skelett eines Kindes gefunden worden, das vermutlich das des seit vier Jahren verschwundenen Kindes Elise Rassel ist.

Kaiserslautern, 16. April. Ein Kurpfuscher mit einer ganz ungläublichen Heilmethode stand hier, nach der „Str. Post“, in der Person des 23jährigen Schreiners Joseph Schwager aus Hochspeyer vor der Strafkammer. Der Angeklagte, der im Jahre 1903 eine stark wissenschaftliche Aber in sich entdeckte, fand sich berufen, Kranke zu heilen, die andere Ärzte nicht mehr kurieren konnten. So verordnete er einem Kehlkopf- und Lungenschwindsüchtigen, täglich 14

Lassen Tee zu trinken und schließlich noch einen halben Liter — Urin zu sich zu nehmen. Dieser Kranke, dem er binnen 4 Wochen Heilung versprach, erlag schon nach 5 Tagen dieser Radikalkur. Eine lungen- und herzleidende Witwe behandelte der Kurpfuscher auf dieselbe Weise; auch diese Frau war schon nach drei Tagen eine Leiche. Einem dritten Kranken, der eine starke Glagge hatte, gab er Tee aus Jerusalem und eine Salbe zum Einreiben, damit er seine Haare wieder erhalte. Auch da half die Weisheit des Wunderdoktors nicht. Nach dem Ergebnisse der Verhandlungen kam das Gericht, obwohl es die Handlungsweise des Schwager für großen Schwindel hielt, zur Ueberzeugung, daß er — großer Sachverständigengutachten ein sehr beschränkter Mensch — wirklich an die Erfolge seiner Heilkunst geglaubt habe, und sprach ihn kostenlos frei.

Paris, 15. April. Bei dem „Lodesprung im Automobil“, der seit einiger Zeit die Sensationsnummer im Programm des „Casino de Paris“ bildete, erlitt gestern die das Wagenstück ausführende junge Dame eine Gehirnerschütterung, an deren Folgen sie heute vormittag, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, starb. Der Polizeipräsident verbot die weitere Vorführung der Nummer.

In New-York hat ein Mann namens Charles Hermann das Geständnis abgelegt, vor 15 Jahren die schauerlichen Mordtaten in Withechapel verübt zu haben, die nicht nur London, sondern die ganze Welt in Erregung versetzten.

Von der Riviera. Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten hat auch eine Vermehrung des deutschen Reisepublikums zur Folge gehabt und an manchen Plätzen den reisenden Engländer, der früher überall die erste Stelle einnahm, auf den zweiten Platz gedrängt. In Paris bildet der reisende Deutsche eine stehende Figur im Boulevardleben, und zahlreiche Hotels halten deutsche Kellner. In Korsika, selbst in Algerien kann der fremder Sprachen nicht kundige deutsche Reisende ganz gut fortkommen: der deutsche Kellner ist sein Dragoman. In Florenz, in Rom, in Neapel wird in den ersten Hotels der fremde Gast kurzweg deutsch angeredet, wie noch vor zehn Jahren englisch. Namentlich die Riviera galt früher als angefallene Domäne der Engländer, jetzt aber bildet der Deutsche dort das tonangebende Element. Sogar eine deutsche Zeitung stand ihm dort zur Verfügung. [So wird z. B. auch ein württ. Bezirksblatt „Der Enztäler“ schon seit langen Jahren in einem der größten Hotel Nizza's (Grand Hotel de Nice, Besitzer Ch. Kraft) gelesen.]

Entsagen.

Novelle von Hermann Birkensfeld.

Reinhold Richter war nämlich wie seine kleine Braut waterlos, und die „Frau Kameralsekretär“, seine Mutter, von der er der Viesel so oft erzählt hatte, die Tochter eines Domänenrates, hielt im Bewußtsein ihres Standes, welchem sie entsprossen, streng darauf, daß man ihr in dem Braunschweigischen Landstädtchen, wo sie ihre Pension und den Rest ihres kleinen Kapitals verzehrte, den ihr gebührenden Titel gab. Für Viesel war sie daher nicht nur als Mutter des Geliebten, sondern auch als „Frau Sekretär“, wenn auch unbekannt, eine Art Respektperson. Frau Richter hätte blind sein müssen, wäre ihr entgangen, daß noch etwas Anderes als die Sehnsucht nach dem Freunde den Sohn so oft nach Herrenhausen hinzog; aber sie traute seinem Standesbewußtsein zu sehr, als daß sie hätte glauben können, er werde sich zu einer „Mesalliance“ hinreißen lassen. Der Enkel eines herzoglichen Domänenrates würde ja wissen, was er zu tun hatte! Da sie nicht verfehlte, dem Sohne ihre Ideen so oft zu verstreuen zu geben, bis sie glaubte, ihn ganz davon erfüllt zu sehen, so hatte Reinhold gezögert, ihr die wahre Sachlage aufzudecken — er wollte warten, bis er ganz auf eigenen Füßen stand, dann, hoffte er, werde bei der Mutter auf williges Gehör eher zu rechnen

sein. Daß er jetzt, wo er auf ihren Wunsch den alten Onkel Landgraf in Dohlenstädt besuchen wollte, seinen Weg über Herrenhausen nehmen wollte, hatte er allerdings verschwiegen; zunächst war es auch nicht seine Absicht gewesen, das Dorf zu berühren, aber von Herrenhausen nach Dohlenstädt ging man in zwei Stunden, und da war die Gelegenheit doch zu günstig, als daß man sie ungenutzt vorübergehen lassen konnte.

Nach Dohlenstädt zog ihn ohnehin sehr wenig, und hätte er nicht der Mutter seit einem halben Jahre schon versprochen, den Onkel dort, dessen braunes, verwittertes Gesicht mit den harten Fügen er nur einmal als zehnjähriger Knabe im väterlichen Hause gesehen zu haben erinnerte, zu besuchen, und wäre die alte Frau nicht früher schon wiederholt ungehalten darüber gewesen, daß ihr Sohn bei seiner Reise nach Herrenhausen nie Gelegenheit genommen hatte, einen Abstecher nach Dohlenstädt zu machen, er wäre vielleicht jetzt, wo er sich auf dem Wege dahin befand, kurz wieder umgekehrt zur Geliebten und zum Freunde jenseits des Flusses. Aber die Mutter hatte diesmal darauf bestanden, daß er den alten Landgraf aufsuchte; sie selbst wollte in einigen Tagen nachkommen und bei ihm mit dem Sohne zusammentreffen.

Der Alte war kinderloser Witwer, als direkte Cousine stand ihm von seinen Verwandten Frau Richter am nächsten, da durfte Reinhold nicht so leicht hin mit dem Thrim brechen und auf seine Erbschaft verzichten, die nicht gering anzuschlagen war.

Ihm selbst lag wenig am Gelde, er war viel zu sehr Idealist, um nicht einen gelinden Widerwillen gegen eine Handlungsweise zu empfinden, welche ihm selbst wie Erbschleicherei vorkam; dennoch sagte er sich, daß seine Familie nicht minder zu Erwartungen hinsichtlich des Landgrafischen Gutes berechtigt war als Andere, und wenn er sich aufgemacht hatte, den Alten in Dohlenstädt zu besuchen, so geschah es ja nicht seiner, sondern der Mutter wegen.

Wenn nur das mit Viesel's Vater nicht gewesen wäre! Ihre Mutter war eine entfernte Verwandte des alten Landgrafen, aber trotzdem hatte Reinhold nie dessen Namen in Herrenhausen erwähnen hören — bis jetzt, wo er sich auf den Weg nach Dohlenstädt gemacht hatte. Da erst hatte Viesel mit schwerem Herzen ihm erzählt, auf welche Weise der Vater vor Jahren in der alten Heimath ums Leben gekommen war, und wie gerade der alte Landgraf die kleine Försterfamilie mit seinem Haß verfolgt hatte — warum, das wußte sie selbst nicht recht anzugeben. Viesel's Vater war gräflicher Förster in Dohlenstädt gewesen. In einer Nacht — vor mehr als neun Jahren — war in Abwesenheit der Herrschaft Feuer im Schlosse ausgebrochen; der Brand an sich hatte wenig zu bedeuten, aber die Vertürrung, welche er angerichtet, war ungeheuer gewesen. Erst am anderen Tage hatte man gefunden, daß aus dem Arbeitszimmer des alten Grafen eine Schatulle mit Wertpapieren und einigen Banknoten entwendet worden war, und nun erst war es den Leuten eingefallen, daß der Silbersteiner Franz, eine in der Gegend übel berück-



(Eine interessante Episode) von den Kaiserfesten in Korfu wird dem „Berl. Lokalan.“ durch ein Telegramm berichtet: Britische Seeladetten vom Kriegsschiff „Dullmark“, die das Achilleion besucht hatten, fanden bei der Rückkehr, daß das Boot, welches sie wieder an Bord bringen sollte, zu klein sei. Drei, die keinen Platz fanden, entkleideten sich und schwammen zu ihrem Schiff hinüber. Die Nonnen eines Klosters auf der Ulyssesinsel waren darüber höchst chokiert und beschwerten sich. Der deutsche Kaiser hörte von dem Vorfall und signalisierte dem Admiral Dombville: „Warum haben Ihre Kadetten durch ihr Kostüm die armen Nonnen so geärgert?“ Der englische Admiral signalisierte zurück: „Majestät sind falsch berichtet; von einem Kostüm kann gar keine Rede sein.“

(Schiller und die Bäckermeister.) Einen besonderen Aufruf zur regen Beteiligung an der Schillerfeier erläßt der Verband deutscher Bäckerinnungen „Germania“. „Wir erinnern uns mit freudigem Stolz“ — heißt es darin — „an die Tatsache, daß beide Großväter des Dichters dem ehrfamen Bäckerstande angehörten. Schon diese Tatsache macht uns warm.“ Den Festbichter der Berliner Bäckerinnung Paul Nisch haben diese Beziehungen des Dichters zu dem Bäckerstande zu einem besonderen Festspiel „Unter der Schiller-Linde“ begeistert. Gleichzeitig hat er ein „Schillergedenkbuch“ verfaßt, das die Berliner Bäckerinnung „Germania“ allen Bestellern zum Selbstkostenpreise zugehen läßt. Hoffentlich erhalten die Bäckergehilfen die Schiller-Bücher gratis.

(Die Japaner als Schüler deutscher Kriegskunst.) Es ist schon öfter betont worden, daß die Japaner in ihrem Heerwesen und auch in der Kriegsführung sich die deutschen Einrichtungen und die deutsche Kriegskunst hätten als Vorbild dienen lassen. Das wird jetzt trotz der eigenen Kriegserfahrung, die sie bereits in reichlichem Maße hinter sich haben, doch noch offen, sogar von Kuroki, zugegeben. Eine Stammesgesellschaft im Usumkloster (Kr. Tondern) war von den japanischen Siegen über die Russen derart begeistert, daß sie beschloß, den General Kuroki zu seinen Erfolgen zu beglückwünschen. Im Herbst v. J. wurde eine von sämtlichen Stammesmitgliedern unterschriebene Postkarte mit einem Glückwunsch an den japanischen General abgehandelt. Dieser Tage traf von Baron Kuroki auf einer Feldpostkarte folgender deutsch geschriebener Dank ein: „Auf dem Kriegsfelde der Mandchurei, 20. II. 06. Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen! Es hat mich ungemein gefreut, aus so großer Ferne, besonders aus Deutschland, gratuliert zu werden, denn wir sind ja Schüler der deutschen Taktik und Strategie. Ihr ergebener Baron Kuroki.“

(Das vorausgesagte Erdbeben.) Wir lesen in der „National-Ztg.“: In einem englischen Kalender (Babkells Almanac 1906), der schon im Oktober v. J. herausgegeben wurde, findet sich folgende Stelle: „In der Gegend des 74. Grades östlicher Länge wird, wenn der Saturn sich im vierten Quadranten befindet (nachdem er bei der Mondfinsternis am

19. Februar seine geringste Höhe erreicht hatte), ein sehr starkes Erdbeben stattfinden und zwar sehr wahrscheinlich in den letzten Tagen des März oder Anfang April.“ — Lahore liegt 74 Grad 16 Minuten östlicher Länge.

Tod den Blusen. Auf dem Gebiete der Damenmode ist plötzlich ein scharfer Kampf ausgebrochen, der namentlich in Wien einen starken Nachhall gefunden hat: die Damenschneider haben der Bluse den Krieg erklärt. Der „Neuen Freien Presse“ schreibt man darüber: Die Lösung ist in Paris ausgegeben worden. Man will die Bluse, dieses universelle Toilettenstück, das in seiner Ausstattung ebenso aristokratisch wie demokratisch sein kann und das sich das Bürgerrecht in allen Gesellschaftsklassen erworben hat, verbannen. Die Schneider wollen eine blusenlose Mode schaffen, und die Wiener Modediktatoren, denen die Bluse seit jeher gegen den Strich ging, sind mit Freunden bereit, sich an diesem Modekrieg zu beteiligen. Was an Stelle der Bluse gesetzt werden soll, namentlich in den Sommermonaten, für die die Bluse ein unentbehrliches Kleidungsstück geworden ist, darüber scheint man sich allerdings noch nicht recht klar zu sein. Die Kampagne soll vorläufig erst für die Frühjahr- und Herbstsaison ausgetrieben werden. Das leichte, farbenschildernde Kleidungsstück, das mit seinem vielfältigen äußeren Reiz so viele ökonomische Vorteile verbindet, wird aber nicht so bald aus dem Felde zu schlagen sein. Für die Blusen kämpfen die Konfektionäre, und sie haben einen mächtigen Bundesgenossen für sich — die Mehrheit der Frauenwelt selbst, die auf die praktischen Vorteile und die Billigkeit der Bluse nicht verzichten will. Namentlich in Wien ist dies der Fall, weshalb auch Wien die Stadt der Bluse ist. In Wien soll sie, wie es heißt, das Licht der Welt erblickt haben; in Wien wurde sie großgezogen, und sie wuchte sich so in die Gunst der Wienerinnen zu schmeicheln, daß fast alle zur Fahne dieses Kleidungsstückes schwören. Eine echte Wienerin ohne Bluse ist kaum denkbar. Und von Wien aus hat sich die Bluse ein Stück Welt erobert; die „Wiener Bluse“ ist namentlich in Deutschland heute ein viel bewandertes und allgemein beliebtes Kleidungsstück. Sowohl der farbenfreudige wie der zarte und duftige Reiz, der die Bluse auszeichnet, aber besonders der Umstand, daß sie rasch gewechselt und billig gekauft werden kann, macht für die Wienerin ihren Wert aus. Diese Vorzüge werden aber durch einen Wechsel der Mode kaum erreicht und ersetzt werden können. Wohl mögen jene Damen, für die die Bluse ja stets einen zu demokratischen Zug hatte und die sich lieber im einfarbigen Kostüm zeigen, der aus Paris ausgegebenen Lösung mit Vergnügen Folge leisten, aber bis die Bluse ganz verdrängt werden wird, ist der Weg noch weit. Die neueste Pariser Schöpfung ist die Louis XV.-Mode, und das enge Jackett, das mit diesem Kostüm verbunden ist, soll erst Brezche legen im Kampfe gegen die Bluse. Die mit weiten

Ärmeln versehene, gepuzte Bluse unter dem Jackett zu tragen, ist nicht gut möglich; an Stelle der gepuzten eleganten Bluse soll deshalb die einfache englische Hemdbluse treten, die auch jetzt schon vielfach modern und meist aus Seide gefertigt ist. In vornehmen Kreisen ist die feine zarte Hemdbluse überhaupt ein gern getragenes Kleidungsstück, das auch beim Tennisspielen und Sport, bei Spaziergängen und Ausflügen sehr angenehm, bequem und dabei kleidsam und vornehm ist. Für die englische Hemdbluse eröffnet nun die Louis XV.-Mode ein ausichtsvolles Feld; wenn aber in den heißen Sommermonaten die Robe abgelegt werden muß und nur der Rock und die dünne leichte Bluse getragen wird, dann wird auch die Mode der „gepuzten Bluse“ schon aus dem Grunde wieder geltend machen, weil bei dem Aufenthalt auf dem Lande und in den Badeorten die Bluse kaum erträglich ist. Sie ist ein leichtes Gepäck auf der Reise, und darin, daß sie wie sie gewechselt wird, der Toilette stets einen neuen Reiz verleiht, liegt ja auch ein Stück der großen Beliebtheit, der sie sich bei den Damen erfreut. Die Modifarben der Bluse sind neuerdings in allen Schattierungen und pastellblau; die Farben sind sehr geschmackvoll und schön, und die Konfektionäre hoffen, in diesen Farben auch im heurigen Frühjahr zu siegen.

Aufgabe.

Welcher Tag dieses Jahres läßt sich mit Hilfe der folgenden Angabe bestimmen? Vermindert man die Jahreszahl, so bleibt als Rest die 68. Tage Monatszahl.

Auflösung des Logogriffs in Nr. 61.
Eibe, Elbe, Ebbe.

Richtig gelöst von Gottlieb Klau in Waldrennau.

Literarisches.

„Von Land zu Land“. Das Regiment des Winters ist zu Ende, der Frühling naht! Von Land zu Land zieht er die Knospen auf und verbreitet Wärme und Wohlbehagen, wo immer er einkehrt! Mit seinem Kommen erwacht auch in den Stadtbewohnern die Sehnsucht zum Bewegung im Freien. Auch sie möchten beschwingten Fußes von Land zu Land eilen; auch sie hält es nicht mehr in den engen Mauern der Stadt. Und wenn dann der Städter, ermattet von der wohlthuenden, aber ermüdenden Frühlingluft wieder heimkehrt in seine stille Kammer, dann wendet er sich seiner lieben Wintergewohnheit wieder zu, dann holt er seine Lieblingszeitschrift hervor und vertieft sich in den reichen Inhalt derselben. Gerade wegen dieses gediegenen Inhalts hat in jüngster Zeit eine Unterhaltungszeitschrift, wir meinen „Von Land zu Land“, eine weite Verbreitung gefunden. Spannende Romane und Novellen wechseln mit historischen und geographischen populärwissenschaftlichen Darstellungen in bunter Reihenfolge ab, so daß ein jeder Unterhaltung und Belehrung in diesem Blatte findet. Ein Probe-Abonnement aus der beliebten Zeitschrift „Von Land zu Land“ können wir unsern Lesern mit gutem Gewissen empfehlen, und machen wir als Freunde guter periodischer Literatur hierdurch gern auf die genannte Zeitschrift aufmerksam. Probenummern werden gegen Portobekämpfung von 15 f in Marken der Verlagsgesellschaft B. Bobach u. Co., Berlin-Leipzig. Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

zu glauben; er konnte versprechen, sie zu achten, zu lieben bis zum letzten Hauche seines Atems, und in ihr immerfort das engelgleiche, unschuldsvolle Wesen zu sehen, das sie jetzt für ihn war, selbst wenn der Name ihres Vaters auch in seinen Augen mit einem Flecken behaftet sein sollte! Was würde ihn das kümmern! Ihr Stein sollte ja mit dem des Mannes, ihr Name mit dem seinen verschmelzen! — was sollte er da weiter grübeln! — Aber der Haß des alten Oheims, nach dessen Haus er seine Schritte lenkte? — Was, ihm sollte auch der nichts anhaben!

Er war kräftig angeschritten, das Tageslicht begann schon zu schwinden, er mußte bald am Ziel sein. Ein Baumstumpf stand am Wege, darauf setzte er sich und atmete mit vollen Lungen den Duft der Tannennadeln. Jetzt weckten ihn Tritte. Ein etwa vierzehnjähriger Bauernjunge kam um die Biegung des Weges.

„Wie weit ist's noch bis Dohlenstädt?“

Der Junge war noch intelligenter, als der Fragesteller erwartet hatte; anstatt sich die Frage wiederholen zu lassen, antwortete er sogleich:

„Eine kleine halbe Stunde, wenn Sie den richtigen Weg einhalten, der hier gleich links hinunterfährt. — Oder wollen Sie nach dem Gut?“ Die letzten Worte waren von einem Blick auf die Kleidung des Wanderers begleitet.

„Ich will zu Herrn Landgraf.“

„Dann halten Sie nur links den Weg, oder — wenn Sie mit Herrn Landgraf vielleicht bekannt sind — ich glaube, er kommt gerade hinter uns, und dann können Sie ja bei ihm aufsteigen. Ja, ja, er ist's; das Fräulein sind auch dabei!“ (Fortf. folgt.)

tigste Persönlichkeit, in jener Nacht im Schlosse gesehen worden war. Noch während des Brandes hatten ein paar Bauern seine Gestalt erkannt, wie er mit einer anderen Person einen Weg längs des Waldrandes dahineilte, und am anderen Morgen hatte man den Franz nirgends finden können. Er war indessen mit dem Innern des Schlosses zu wenig vertraut, als daß er hätte den Diebstahl allein ausführen können, und man hatte sich in allerlei Vermutungen ergangen, wer der zweite Verbrecher sein möchte, bis der alte Landgraf, Reinhold's Onkel, den Verdacht auf Förster Kochow gelenkt hatte. Dieser war in der Tat eine halbe Stunde vor Ausbruch des Feuers aus seiner Wohnung gegangen, wie er gesagt hatte, um einen Wilderer aufzuspüren, und die Leute bestätigten, daß er der Statu nach der Helfershelfer des Franz habe sein können.

Kochow war vor Gericht gezogen worden, obwohl der Graf ihm selbst das beste Vernehmungszeugnis ausstellte, aber man hatte ihn bald frei lassen müssen. Durch die erlittene Untersuchungshaft fühlte er sich indes entehrt; er kam sich fortan wie ein Ausgestoßener vor, und wenn auch mancher im Dorfe war, der ihm herzlich wohlwollte, so fanden sich andererseits Leute genug, welche die in sich gekehrte, finstere Beschlossenheit des früher so lebensfrohen Mannes gerade für ein Zeichen seines Schuldbewußtseins hielten. Liefels Vater mußte ein empfindsames Ehrgefühl besitzen haben — eines Morgens, kaum zwei Monate nach jener Unglücksnacht, hatte er sich erschossen!

Es schien, als sollte der Verdacht, welcher in den Augen vieler auf dem Toten ruhte, nun auch

das Leben von dessen Wittve vergiften; es litt diese daher nicht länger in Dohlenstädt; sie hatte dankend die ihr vom Grafen gebotene freie Wohnung im Waldhäuschen, mit Abscheu aber ein Anerbieten ihres Verwandten, des alten Landgrafen, zu ihm zu ziehen, abgelehnt und mit der kleinen Tochter ein Unterkommen bei einem Bruder ihres Mannes in Herrenhausen gefunden.

Das waren kurz die Tatsachen, welche Liefel dem Geliebten berichtet hatte. Wie mochte das arme Kind dulden unter dem Leid, welches das Leben ihrer Mutter verdirrtete, unter dem Bewußtsein, daß der Vater eines Verbrechens beschuldigt und damit einen Flecken auf den Namen, den auch sie trug, geworfen worden war! Und das einer Anklage willen, die ein griechgrämiger alter Mann in verbissenem Haß gegen den Schuldlosen erhoben hatte! Denn gewiß, der tote Förster konnte keine Schuld an dem Diebstahl gehabt haben.

Und doch — wie konnte Reinhold Richter urteilen! Hatte er Liefels Vater je gelannt? Und war es nicht natürlich, daß seine Tochter diesen nur im verklärten Lichte strahlender Unschuld sah?

Richter zog die Brauen zusammen, während er dahin schritt, im Zwiespalt mit sich selbst. Was ging ihn nur die Geschichte an, deren ein Jahrzehnt tiefes Dunkel wahrscheinlich nie aufzuhellen war! Dennoch — er war Jurist — er mochte wollen oder nicht, er mußte unwillkürlich das pro und contra abwägen. Wie, wenn man ihm in Dohlenstädt die Sache ganz anders darlegte? — Dann hätte er versprochen, Liefel zu glauben, nicht am guten Namen ihres Vaters zu zweifeln. Aber wie konnte er auch versprechen

Redaktion, Druck und Verlag von C. Neesh in Neuenbürg.